PFLICHT UND ANSPRUCH DER WISSENSCHAFT

Erschienen in der „Zeitschrift für Deutsche Bildung“, Frankfurt a. M. 1935

Pflicht und Anspruch der Wissenschaft sollen hier in allgemeiner Betrachtung erscheinen. Die Beleuchtung im einzelnen soll aus der Lage eines einzelnen Faches erfolgen. Es ist in diesem Falle eine Geisteswissenschaft, eine geschichtliche: die Kunstgeschichte. Angeredet ist in erster Linie die Jugend; in ihr nicht nur derjenige, der in dieser einen Richtung schon Ziele in sich spürt, sondern alle Jugend, die aus einem Gefühle für die Gesamtheit des nationalen Lebens heraus die Wissenschaft anschaut.

Pflicht und Anspruch sind zunächst nur zwei Seiten eines Wesens. Sie gleichen schon jenseits der Wissenschaft, schon im einfachsten Erwerbsleben, leitend verbundenen Röhren, die immer den gleichen Höhenstand anzeigen müssen. Überall tritt das zutage, wo das Leben gesund ist: der Anspruch ergibt sich ausschließlich aus der erfüllten Pflicht; die Pflicht ergibt sich auf der Stelle aus dem erhobenen Anspruch. Wo dies nicht erreicht ist, stimmt etwas nicht. Doch gilt dies noch ganz allgemein. Bei der Wissenschaft tritt etwas Besonderes hinzu: sie meint mit ihrem „Anspruch“ in erster Linie nicht einen Lohn, der von außen käme, jene „Bezahlung“ nicht nur in Geld, sondern auch in Achtung, die jede Arbeit aus natürlichem Rechte beansprucht. Sie nämlich erhebt zuerst nicht den Anspruch durch Leistung, sondern den Anspruch auf Leistung. Sie muß wirken! Sie versteht „Leistung“ ganz jenseits von „Lohn“. Denn sie ist ein Trieb! Wer ihn hat, würde ersticken, wenn er ihm nicht leben könnte. Wer ihn nicht hat, bleibe von Anfang an draußen. Die Pflicht der Leistung ist der Wissenschaft nicht von außen aufgenötigt, sie entsteht nicht aus der wirtschaftlichen Not des einzelnen, sie kann diese viel eher manchmal erst herbeiführen. Sie stammt aus einem inneren Drange, der sein Recht will und dieses Recht mit Mut, oft gegen schweren Widerstand, kämpferisch und opfernd durchzusetzen hat. Die Wissenschaft hat darum in hoher Zahl ihre Kämpfer und Märtyrer hervorgebracht – wie Krieg, Kunst und Religion. Das Beispiel solcher Ärzte, die ein vielleicht tödliches Mittel an sich selber erproben, der Naturforscher, die ein vielleicht tödliches

Experiment als erste wagen, ist nur besonders deutlich. Geisteswissenschaften erzeugen so unmittelbar körpergefährliche Lagen aus ihrem eigenen Wesen noch nicht. Sie bringen andere mit sich, aber auch körperliche Gefahren, zuweilen Überanstrengung bis zur Erschöpfung und verfrühtem Tod. Auch in ihnen aber wird vor allem Erkenntnis zum Bekenntnis führen müssen. Bekenntnis aber bringt unter Umständen Feindschaft in jeder Form, schmutzige Verleumdung, offene Gegnerschaft mächtiger Einzelner, mächtiger Einrichtungen, vielleicht selbst sogar wissenschaftlicher Einrichtungen – denn so verwickelt ist das Leben. In vielen Jahrhunderten hat Wissenschaft darum Armut, äußere Entehrung, Gefängnis, selbst Hinrichtung mit sich bringen können (nicht müssen!) für den, der ihr dienen mußte, weil seine Seele nicht anders konnte.

Sie hat das alles eben darum mit sich gebracht, weil ihr Anspruch nicht in erster Linie dem Lohne, sondern der Leistung gilt; weil ihr eben Pflicht im engsten Sinne gleich Anspruch ist. Sie hat selbstverständlich Pflichten gegen die Allgemeinheit. Aber auch hier liegt zuletzt eine Wurzelgemeinschaft. Denn keine Wissenschaft hat Sinn, wenn sie nicht weiterwirkt. Darüber aber sei man sich vor allem klar: ob die Pflicht gegen die Allgemeinheit erfüllt wird, das liest sich in gar keiner Weise daran ab, ob die Allgemeinheit in allen ihren Teilen die Wissenschaft in allen ihren Teilen verstehen kann. Im Gegenteil: dies wäre der furchtbarste aller Irrtümer, er bedeutete den Selbstmord der Allgemeinheit. Der erfüllte Dienst an dieser braucht nicht nur oft sehr viel Zeit, um durchzudringen, er kann in vielen Fällen zunächst immer nur zu wenigen gelangen. Und dann wäre doch der Allgemeinheit Genüge getan? Das ist es! Auch die Arbeit eines Generalstabes wird von den wenigsten verstanden, die doch als Soldaten von ihrer Wirkung kämpfend leben, die nach ihr handeln müssen. Paßte man die Generalstabsarbeit dem Verständnis der Einfachsten, gar der Unbegabten an, so würde sie ungenügend und so ginge die Allgemeinheit, das Volk nämlich, zugrunde.

Das Volk ginge freilich genau so zugrunde, wenn die Arbeit des Generalstabes in seinen Schreibstuben bliebe, wenn sie sich nicht durch abgestufte Organe nach unten verbreitete, sich zu Folgen verwandelte und schließlich den letzten Soldaten in ihrer Wirkung erreichte. Aber dort äußert sie sich als Marsch und Schuß und Ritt – nicht als Generalstabsarbeit. Sie hat sich bis zur Unkenntlichkeit verwandelt. Der Vergleich ist nicht genau – Generalstabsarbeit ist zum Teile ja selber Wissenschaft. Eines aber besteht: zum Volke gehört auch der Generalstab, zum Volke gehört auch die höchste, scheinbar

„fremdeste" Wissenschaft. Gleich der Wissenschaft ist der Generalstab nur gut, wenn er die für diesen Beruf Erlesenen in schärfster Auslese zusammenzieht. Er wird oft unvolkstümlich sein – Gneisenau war unvolkstümlich, Blücher war volkstümlich –; dennoch ist er volkhaft und muß volksgemäß sein. Denn das Volk besteht nicht nur aus der Grundlage seiner breiten Masse – es verdeutlicht sich sogar erst in seinen Spitzen. Ein deutscher Generalstab also, der sehr gut ist, wird es nicht erst damit sein, daß er gleiche Arbeit leistet wie ein französischer oder englischer. Er wird es dann erst sein, wenn er die besonderen Fähigkeiten des deutschen Soldaten richtig zur Wirkung bringt. Auch was die Wissenschaft tut, auch die Kunstgeschichte, das kommt zuletzt dem Ganzen des Volkes zugute – zugute aber nur, wenn es von den Berufensten geleistet wird. An seiner Ausgangsstelle wird es oft nur kleinen Kreisen verständlich sein. Die schöpferische Arbeit des Gelehrten ist sehr mühsam. Nicht das Forschen selber, sondern das Erforschte muß dann weitergegeben werden. Vorher muß es gut geleistet sein! In jeder Maschine, die heute ein Nicht-Ingenieur bedienen kann, steckt die geistige Arbeit von Ingenieuren. In deren Arbeit steckt die scheinbar „unpraktische" von Gelehrten. Beides könnte der noch nicht leisten, der jetzt die Maschine bedienen kann. Hier steht es ganz wie zwischen Musketier und Generalstab, und daher wäre es Selbstmord, nur allgemein verständliche Wissenschaft noch zuzulassen, also etwa unsere Hochschulen nur mit Lehrkräften zu besetzen, die sich wohl auf das Vermitteln von Ergebnissen verstehen, aber nicht auf das Gewinnen. Die Hochschule hat die Pflicht, auch die Vermittler auszubilden. Aber sie hat auch die Hochschullehrer auszubilden, die forschen können. Nur der kann Forschen lehren, der zu forschen versteht. Das muß nicht jeder, das kann auch nicht jeder.

Auf der Schule soll man zum Beispiel ruhig lernen, daß Cäsar den Rubikon überschritten hat. Die Hochschule aber lehrt fragen, wieso man zu dieser Behauptung kommen kann. Erste Forschungen über solche Fragen werden „trocken" und nur für kleine Kreise von Wirkung sein. Es ist wesentlich, daß auch der spätere Mittelschullehrer auf der Hochschule das Wie des Forschens begreifen lernt. Aber Ergebnisse vermitteln ist etwas anderes als sie finden. Das meiste, was wir gedanklich unbewußt verwerten und verwenden, stammt ja aus Wissenschaft. Da, wo es in dieser selbst entspringt, ist es zuerst nur wenigen zugänglich. Es muß von da aus in Kanäle geleitet und damit in den Gebrauch hinein vertrieben werden. Und dann beweist es sich als volkhaft und volksgemäß! Wenn heute der Name Grünewald oft wie ein

Gegenwert gegen Wissenschaft dieser selbst entgegengehalten wird – ja, wer kennte denn Grünewald, wenn ihn nicht Forscher in mühsamer Arbeit erst entdeckt hätten? – Wenn heute der Bamberger Reiter ein sehr verbreitetes Sinnbild unserer höchsten Wünsche geworden ist – wer kennte ihn denn, wenn nicht in der Wissenschaft für das Volk die Wendung zur deutschen Vergangenheit vollzogen worden wäre? Der Weg bis zu dieser „Selbstverständlichkeit" begann in einsamen Mühen. Man muß ihn gehen lernen!

Wer Kunsthistoriker wird, muß nicht nur sich in dem Gestrüpp der gedruckten Arbeiten lesend zurechtfinden. Er muß außerdem noch eine andere, ungewöhnliche Gedächtnisarbeit leisten. Er muß vor allem Formengedächtnis besitzen. Und nicht nur dieses – zuerst Formempfindlichkeit. So, wie Musikhistoriker nur werden kann, wer wissenschaftlicher Historiker und musikalisch ist, so sollte wenigstens Kunsthistoriker nur werden, wer ebenfalls Historiker und für sichtbare Formen empfindlich ist! Und die Fähigkeit muß entwickelt, sie muß von geschichtlichem Ordnungssinn immer neu gelenkt werden. Vor den Aufgaben aber zeigt sich in sehr verschiedenen Graden das Schöpferische. Es liegt schon im Erkennen geschichtlicher Bestände aus der Form. Es äußert sich bei den Höherstehenden als Intuition, als wissenschaftliche Phantasie, als Gestaltung, als Darstellung. Wissenschaftliche Intuition ist nur bei Wissen sinnvoll wirksam. Sie liegt darin, daß aus dem inneren Formenschatze vor einem noch unbewältigten Eindruck sich gerade dasjenige meldet, was mit diesem verwandt ist. Dann sagt man: Mitte des 13. oder 15. Jahrhunderts, deutsch oder italienisch – und engt vielleicht bis auf einen Zeitpunkt und einen Künstler ein. Und dann muß noch bewiesen werden, was man erkannte. Und dabei sind Zahlen kein Gedächtniskram, sondern Namen für geschichtliche Lagen.

Es gibt ebenso wissenschaftliche Phantasie. Jeder braucht sie, auch der große Chemiker. Wissenschaftliche Phantasie muß schmiegsam sein am wirklich Gefundenen. Man kann von einer falschen Voraussetzung ausgehen, die einen sehr schönen Gedankengang versprach. Man findet dann, zuerst erschreckt, daß diese Voraussetzung eben falsch war. Alles scheint umgeworfen, aber nun erscheint eine neue Tatsache. Jetzt regt sie die Phantasie an: „so wird es gewesen sein". Und dann wird der von der Phantasie neugewiesene Weg in neuer Prüfung verfolgt werden.

Das muß man gestalten können. Es ist viel Gestaltungskraft in der alten Form aus der Welt verschwunden. Wir besitzen zum Beispiel keine Selbst-

verständlichkeit eines baukünstlerischen Stiles mehr. Dafür gibt es heute geistige Gestalten, die man früher nicht ahnte, die sich im Innern bilden und übertragen werden können: Gestaltbildung durch Wissenschaft!

Das muß man darstellen können. Auch hier ergibt sich die Notwendigkeit, das Volkhafte von einem falschen und herabdrückenden Begriffe des „Volkstümlichen" abzugrenzen. Die erste Darstellung wird sich an die Wissenschaft selber wenden. Die Allgemeinheit würde sich selber schaden, wenn sie hier eingriffe. Was sich in der Prüfung der Wissenschaft selber bewährt hat, was Ergebnis ist, das kann dann an das Volk gehen und muß es. Und dann freilich heißt volkstümlich sein im guten Sinne: das gerade Gegenteil von „niedrigem Niveau". Die Mühen der Wissenschaft sollen in solchen ergebnisvermittelnden Büchern der Allgemeinheit wohl bewußt gemacht, aber nicht übertragen werden. Nur das nach schärfster Prüfung Erkannte darf an die Allgemeinheit. Dieser muß es dann in derjenigen Leichtigkeit der Form geboten werden, die sich mit dem Volke und der Wahrheit verträgt. Hier ist dann wirklich nur „das Beste gut genug!"

Das alles wird nur möglich bei einer schöpferischen Leidenschaft. Es kommt darauf an, sie zu haben, nicht von ihr zu sprechen. Es ist eine von der Aufgabe gebotene Ausnahme, wenn dies hier dennoch geschieht. Leidenschaft ist Voraussetzung und Pflicht zugleich. Sie dient der Allgemeinheit, selbst wenn sie nicht daran denkt. In einer geschichtlichen Wissenschaft tut sie auch dieses. Man wird dem eigenen Volke deutlich dienen, indem man vor allem seine Geschichte klärt – was freilich nur möglich ist, wenn man nicht nur die deutsche, sondern möglichst viel zugleich von den anderen kennt. Am Vergleiche schärft sich das Geschichtsbild. Das ist ein Kampf gegen den Tod (ein unbewußter, stärkster Trieb aller Geschichte!). Die Menschen, auf die vergangene Formen rechneten, sind längst vermodert. Ihre Zeugnisse sind erhalten; die unsprachlichen, wie Kunstgeschichte sie aufsucht, mögen die ehrlichsten sein. Diese Formen verstehen, heißt sie dem Tode entreißen. Geschichte wird zur Gegenwart. „Vergangenheit" – das sind wir selbst in einer älteren Form, in den Vätern! Dem echten Kunsthistoriker sind Formen Zeugnisse menschlicher Haltung. Heute mehr als je ist seine Pflicht, Haltungsgeschichte hinter Formengeschichte aufzudecken. Seit mehreren Jahrzehnten ist das im Gange. Zur Frage nach der eigenen alten Kunst drängt das völkische Selbstbewußtsein. Die Antworten verstärken es. Kunstgeschichte also kann ihren Dienst am Volke in heller Bewußtheit leisten.

Es scheint dabei nur auf den ersten Blick nicht so wichtig, ob einer sagt: ich forsche „objektiv" – wenn er nur diese Forschung nationalen Zielen zuwendet; oder: ich forsche aus Leidenschaft – wenn er nur weiß, daß ausschließlich bei ehrlichster Sauberkeit seine Arbeit Sinn erhält. Auf den ersten Blick! In Wahrheit findet man jedoch mehr, wenn man etwa so fragt, mit einer Art innerer Wut: ist es wirklich denkbar, daß die deutsche Kunst hier und da 150 Jahre lang schwieg? Oder daß sie sich selbst verriet? Oder daß sie immer nachhinkte? Oder immer nur empfing, statt zu geben? Oder: es ist zwar wahr, daß die Deutschen nicht die Gotik schufen, aber muß uns das drücken? Hatten wir nicht gleichzeitig Ebenbürtiges und Eigenes? Wer so fragt, findet mehr, als wer voraussetzungslos vorgeht. Er dient auch noch sicherer lebenstärkenden Gefühlen, er bekämpft die lebenmindernden, die geschichtlich verkleideten Minderwertigkeitsgefühle. Er muß also auch selbstverständlich werten können.

Indessen, er leistet dies alles nur wirklich, wenn er sich von seinen Wünschen nicht täuschen läßt. Hier gilt die Forderung Rothackers: die Fragestellung muß national sein; ist die Frage gestellt, dann gibt es nichts als Wahrheitsliebe. Denn hier liegt ja die tiefste Pflicht der Wissenschaft, ihr wahres Wesen litte ja, wenn sie nicht Wahrheitsfindung wollte. Gewiß wird die Wissenschaft sich der Wahrheit immer nur annähern können, dies aber muß sie unerschütterlich wollen. Wieder offenbart sich die Pflicht der Wissenschaft gegen sich selbst als Pflicht gegen die Allgemeinheit. Falsche Funde würden ja dieser nur schaden. Mehr noch: Aufrichtigkeit ist eine sittliche Forderung, echte Wissenschaft als sittliche Macht schafft aufrechte Menschen; je sauberer sie arbeitet, desto sittlicher wirkt sie, je sittlicher sie wirkt, desto nützlicher für unser Volk! Das bleibt wahr, auch wenn der Stoff einer einzelnen Wissenschaft nicht das Nationale unmittelbar betrifft. Die Pflicht der Wissenschaft gegen sich selbst deckt sich überall mit ihrer Pflicht gegen die Allgemeinheit. Was man sonst zuweilen noch als ihre Pflicht nennen hört, ist manchmal gar nicht ihre besondere Pflicht, sondern eine selbstverständliche des Gelehrten als Staatsbürgers. Wenn ich betone, daß ein Gelehrter sein Volk nicht zu verraten und nicht zu schmähen hat, so habe ich nur etwas betont, was ich genau so gut von jedem anderen verlangen muß. Mißbraucht aber etwa ein Gelehrter seinen Lehrstuhl für staatsfeindliche Zwecke, so hat er, mehr noch als eine Pflicht, gerade einen Anspruch der Wissenschaft verletzt: den nämlich, daß ihre Einrichtungen nicht mißbraucht werden! Wenn in der Nachkriegszeit sich derartiges ungestraft begab, so versagte der da-

malige Staat, nicht die Wissenschaft. Was diese will, ist nur, daß sie ihrem Wesen leben darf. Erst wenn hier die Allgemeinheit versagen würde, bedürfte dieser Anspruch noch besonderer Betonung, also: wenn man den selbständigen Forscher durch den kleineren Vermittler ersetzen wollte; wenn man der Wissenschaft das Recht nähme, ihre Leistungen selbst zu beurteilen; wenn man ihr die Mittel, die Kraft und Zeit zur Forschung entziehen wollte. Immer wieder treffen sich Pflicht und Anspruch in der Einheit des Wesens. Dienst ist die Pflicht der Wissenschaft, Dienst ist ihr Anspruch; dienen müssen ist ihre Pflicht, dienen dürfen ist ihr Anspruch.